

Viele Teile, doch *ein* Leib

Eine anschauliche Beschreibung dessen, was Gemeinde ist

»Der Körper des Menschen ist einer und besteht doch aus vielen Teilen. Aber all die vielen Teile gehören zusammen und bilden einen unteilbaren Organismus. So ist es auch mit Christus: mit der Gemeinde, die sein Leib ist.« (1 Kor 12,12)

Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt, fährt durch das Meer der Zeit.

Das Ziel, das ihm die Richtung weist, heißt Gottes Ewigkeit.

Das Schiff, es fährt vom Sturm bedroht durch Angst, Not und Gefahr, Verzweiflung, Hoffnung, Kampf und Sieg, so fährt es Jahr um Jahr.

Und immer wieder fragt man sich: Wird denn das Schiff besteh'n?

Erreicht es wohl das große Ziel? Wird es nicht untergeh'n?

Ich habe dieses Lied ausgewählt wegen seines Bezugs zu dem Korintherbrief-Text des Apostels Paulus. Wie bei Paulus kommen auch in dem Lied die Werte zum Ausdruck, mit denen wir als Mitglieder unserer Gemeinde so vertraut sind. Brief-Text und Lied sind wunderschön miteinander verwoben in der Beschreibung dessen, was Gemeinde ist.

Wie kommt es denn, dass eine Gruppe verschiedenartiger Menschen durch das Band der Gemeinde zusammengehalten wird? Ich stelle mir diese Frage, weil eine Gemeinde einerseits aus einer losen Gruppierung von Menschen unterschiedlichen Charakters, unterschiedlichen Erkenntnisstandes und unterschiedlicher Bedürfnisse besteht, aber gleichzeitig ein Kreis von Menschen ist, die gemeinsame Ideale, gemeinsame Stärke und ein gemeinsames Ziel miteinander verbindet.

Gemeinden bestehen nicht aus geklonten Menschen – gleichartig in allen ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften, geschult auf gleichem Niveau und auf gleicher sozialer und wirtschaftlicher Ebene stehend. Sie bestehen vielmehr aus Menschen, die gleichartige Lebensinteressen haben und dadurch bewogen werden, ein gemeinsames Leben zu führen. Es ist dies das Schöne an einer Gemeinde – dass Menschen in ihr leben, die miteinander dieselbe Richtung ansteuern, weil sie dieselben inneren Bedürfnisse haben.

In unserem Text spielt Paulus auf diese perfekte Symbiose an, wenn er in einfachen, aber anschaulichen Worten sagt: *»Gott hat im Körper viele Teile geschaffen und hat jedem Teil seinen Platz zugewiesen, so wie er es gewollt hat. Wenn alles nur ein einzelner Teil wäre, wo bliebe da der Leib? Aber nun gibt es viele Teile, und alle gehören zu dem einen Leib« (1 Kor 12, 18-20)*. Unsere Gemeinde besteht ebenso aus vielen verschiedenen Teilen – nämlich aus uns –, aber zusammen bilden wir *einen* Leib, nämlich unsere Gemeinde.

Paulus teilt den Angehörigen der Gemeinde in Korinth mit, dass Gott die Einma-

ligkeit jedes Einzelnen *will* - er will keine Einheitsgesellschaft, sondern vielmehr die Tiefe, die Vielseitigkeit und Verschiedenartigkeit, die unter Menschen vorkommen. Es hat seinen guten Grund, dass wir einander nicht blindlings in dieselben Fußstapfen treten. Auch wenn sie getrieben werden, laufen die Einzeltiere einer Schaf- oder Rinderherde unterschiedliche Wege - obwohl sie derselben allgemeinen Richtung folgen. Die Gemeinde bewirkt, dass ein gemeinsamer Weg oder ein gemeinsames Ziel ins Blickfeld rückt, dem die einzelnen Mitglieder ihre Energie, ihre Kraftreserven und ihr Streben widmen. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: die Schafe oder die Rinder wissen, dass der Bauer sie zu saftigen Wiesen treibt, deshalb folgen sie seiner Führung. Jedes Einzeltier ist vom andern so unterschieden, dass es dem Vorgänger nicht genau in dessen Fußstapfen tritt - es geht seinen *eigenen* Gang.

Wir sind eine Gruppe von Menschen, die durch ein gemeinsames Ziel miteinander verbunden sind. Um es zu erreichen, haben wir in unserer Geschichte außergewöhnliche Schritte unternommen und sind schon schweren Herausforderungen gegenüber gestanden, damit wir dahin gelangten, wo wir heute stehen. Denken wir an die Entschlossenheit unserer Vorfahren, als sie die ersten Schritte mit der Gründung einer jungen Gemeinschaft von Glaubensgenossen auf dem Kirschenhardthof unternahmen. Wer hätte in jenen Jahren daran gedacht, dass diese Glaubensgenossen später unter dauernden Beschwernissen und Gefahren im harten Klima des Heiligen Landes mehrere blühende Gemeinden gründen würden?

Es wäre naiv zu glauben dass diese Beschwernisse hätte überwunden und eine Gemeinschaft aufgebaut werden können, ohne dass dabei auch Disharmonie und gegenseitige Reibung entstanden wären. Unser Sinn für die Realität sagt uns, dass Disharmonie und Reibung genauso vorhanden gewesen waren wie bei jeder anderen Gruppe von Menschen. Was wir jedoch bedenken sollten, ist, dass in ernstesten Situationen die einzelnen Mitglieder immer wie ein Mann zusammengestanden sind und ihre privaten Wünsche zurückgestellt haben im Bestreben, das gemeinsame Ziel zu erreichen und die Schwierigkeiten zu überwinden. Das ist das Besondere daran - dass unsere Vorfahren dazu entschlossen waren, in Einigkeit zusammenzustehen, anstatt alles auseinanderfallen zu lassen und aufzugeben.

Das Schiff, das sich Gemeinde nennt, liegt oft im Hafen fest, weil sich's in Sicherheit und Ruh' bequemer leben lässt.

Man sonnt sich gern im alten Glanz vergangner Herrlichkeit und ist doch heute für den Ruf zur Ausfahrt nicht bereit.

Doch wer Gefahr und Leiden scheut, erlebt von Gott nicht viel.

Nur wer das Wagnis auf sich nimmt, erreicht das große Ziel.

Unsere heutigen Herausforderungen unterscheiden sich nicht sehr von denen anderer christlicher Religionsgemeinschaften. Obwohl wir uns durch unsere we-

niger formelle Struktur und durch unseren freieren Glauben und eine Toleranz von manchen anderen unterscheiden, sehen wir uns denselben Fragen gegenüber. Die in den letzten Jahren unternommenen Bemühungen um unseren Gemeindeaufbau hatten diese und andere wichtige Fragen im Blickfeld. Es ist dies ein riesiges Stück Arbeit. An dieser Arbeit beteiligen sich Freunde und Bekannte, Personen, die einen bedeutenden Teil ihrer Zeit und Kraft der Schaffung neuer Möglichkeiten widmen - vor allem der Schaffung einer Gemeindestruktur, die die Tempelgesellschaft in die Zukunft führen soll.

Die Diskussion um eine neue Gemeindestruktur hat bei manchen Mitgliedern ein Gefühl von Instabilität und Wechsel hervorgerufen - ähnlich dem, das vom »Schiff, das sich Gemeinde nennt« beschrieben wird, als es aus seinem Heimathafen auf der Suche nach Gottes Ewigkeit in unbekannte Gewässer hinausfährt. Es nimmt nicht wunder, dass die Leute die Frage bewegt, in welche Richtung sich die Gemeinde hinbewegt. Sicherlich müssen wir, wenn die Zeit dafür gekommen ist, bereit sein zu Entscheidungen, die unserer Gemeinde weiteres Wachstum und Gedeihen bringen. Wir brauchen in einzelnen Fragen nicht immer miteinander übereinzustimmen. Wichtig ist, dass wir uns in der *generellen* Zielrichtung einig sind.

Ich denke, dass jetzt klar geworden ist, weshalb ich das Lied »Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt« ausgewählt habe. Es drückt genau das aus, was ich sagen wollte - dass wir uns zu manchen Zeiten zum Wohl unserer Gemeinde ein neues Ziel stecken müssen, das uns aus dem sicheren Heimathafen hinausführt. Wir brauchen damit unser Selbstverständnis nicht aufzugeben und auch nicht unsere Geschichte - diese bleiben unauslöschlich in uns bewahrt und werden uns immer daran erinnern, wer wir sind und was wir erreicht haben. Was wir gewinnen, ist neue Antriebskraft und Energie. Obwohl der Weg für uns noch unbekannt ist, sind wir im Heimathafen mehr gefährdet als auf unserer neu unternommenen Fahrt.

Doch wie die Schiffsmannschaft im Lied benötigen wir zu unserer Ausfahrt deren Eigenschaften - *Glaube, Hoffnung, Zuversicht*.

Im Schiff, das sich Gemeinde nennt, muss eine Mannschaft sein,
sonst ist man auf der weiten Fahrt verloren und allein.

Ein jeder stehe, wo er steht, und tue seine Pflicht;
wenn er sein Teil nicht treu erfüllt, gelingt das Ganze nicht.

Und was die Mannschaft auf dem Schiff ganz fest zusammenschweißt
in Glaube, Hoffnung, Zuversicht, ist Gottes guter Geist.

Bleibe bei uns, Herr, bleibe bei uns, Herr, denn sonst sind wir allein
auf der Fahrt durch das Meer. O bleibe bei uns, Herr!

Theo Richter, in einer Saal-Ansprache in der Tempelgemeinde Bentleigh am 28. März 2004. Erscheint gleichzeitig im »Templer Record« in englischer Sprache

LESERECHO

Ein Plädoyer gegen absolute Selbstlosigkeit

Zum Beitrag »Gutes tun für unser geistiges Wachstum« im März-Heft

Der Beitrag – und auch das zugrunde liegende Bibelwort über das »Almosengeben« – enthält einige Formulierungen, die mich zum Widerspruch reizen. Das, was mich stört, lässt sich, etwas überspitzt und in banales Deutsch übersetzt, so zusammenfassen: Wenn ihr Gutes tut aus den falschen Motiven heraus, dann ist das falsch, und ihr werdet keinen Lohn im Himmel dafür bekommen. Dazu sind ein paar Anmerkungen zu machen:

1. Jesus spricht in diesem Zusammenhang nicht von »Gutes tun«, sondern ganz konkret vom »Almosengeben« und im selben Zusammenhang auch vom Fasten und Beten. Fasten und Beten sollen einer spirituellen Erfahrung dienen – sie entwerthen sich durch öffentliche Darstellung. Für das Almosengeben gilt das nicht, das ist ein realer Verzicht, der real anderen zugute kommt.

Aber vielleicht sollten wir im Auge behalten, dass Jesus an einer anderen Stelle in der Bergpredigt (Matth. 5, 16) sagt: »Lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.«

2. Jesus lebte in einer Gesellschaft, in der Religion den höchsten Stellenwert für das allgemeine Ansehen hatte und deshalb das öffentliche Praktizieren religiös gebotener Handlungen enorm wichtig war – anders als bei uns.

3. Die Evangelien wurden geschrieben in einer Zeit, in der die Feindschaft zwischen Juden und Christen voll entbrannt war – ganz anders als zur Zeit Jesu. Deshalb ist alles, was die Evangelisten Jesus im Zusammenhang mit den Pharisäern sagen lassen, mit großer Vorsicht

zu genießen. Vielleicht spricht hier nicht Jesus, sondern der Evangelist.

In dem Bibeltext, auf dem der Beitrag fußt, heißt es zunächst, man solle seine Frömmigkeit nicht zur Schau stellen, denn »ihr habt sonst keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel«; dann, man solle Almosen nur im Verborgenen geben »und dein Vater wird's dir vergelten«.

Das ist (ähnlich noch bei Lukas) die einzige Stelle, wo von Lohn beziehungsweise Nicht-Lohn in Bezug auf bestimmte Taten die Rede ist – und das stört mich, selbst dann, wenn Jesus das so gesagt haben sollte. Das scheint mir aber eher unwahrscheinlich. Jesu Gott – und meiner – ist nicht einer, der Buch führt über meine guten und schlechten Taten und mir dann den Lohn für die guten wegen falscher Motive wieder streicht. Was ich mir von Gott erhoffe, ist, dass er mich, sein Geschöpf, annimmt mit all meinen guten und schlechten Eigenschaften, meinem Bemühen und meinem Versagen, im Leben und im Tod. Diesen Gott hat Jesus verkündet, immer und immer wieder.

Die Ablehnung des Zur-Schau-Stellens religiöser Rituale dagegen passt durch-

aus zu Jesu sonstiger Verkündigung – nur, wie schon gesagt, zielt sie in eine völlig andere gesellschaftliche Situation. Heute sehe ich darin keinen direkten Bezug zu mir und meiner Umgebung. Ich kenne niemanden, der damit angibt, wem und wieviel er spendet. Manchmal erfährt man es per Zufall, und dann bin ich immer wieder erstaunt, wie viele so etwas tun.

Ich reagiere auch leicht gereizt, wenn immer wieder abfällig gesagt wird, die meisten spendeten ja nur, um ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen. Wenn ich einen Spenden-Scheck für eine karitative oder umweltorientierte Organisation unterschreibe, tue ich das primär, weil ich die Arbeit dieser Organisationen für gut und notwendig halte. Natürlich spielt auch das schlechte Gewissen dabei eine Rolle. Ich bin mir durchaus bewusst, dass das nicht die wahre Form der Nächstenliebe ist, dass es sehr viel edler wäre, wenn ich selbst hinginge und helfen würde, einen Brunnen zu bohren, Aidskranke zu pflegen usw.

Warum tue ich es nicht? Teils deshalb nicht, weil ich mich für vieles davon nicht für geeignet halte, weil ich mir auch nicht sicher bin, ob es richtig wäre, meine hiesigen Aufgaben dafür im Stich zu lassen. Sicher auch, weil ich zu bequem bin dazu. Also unterstütze ich diejenigen, die einen solchen Einsatz leisten, mit Geld, weil ich weiß, dass sie dazu auch Geld brauchen. Das ist eine halbe Sache, und meine Motive sind gemischt. Aber wäre es besser, wenn ich mein Geld behielte und mein schlechtes Gewissen pflgte?

Damit bin ich bei dem Punkt, der mir am wichtigsten ist: ich glaube nicht, dass Jesus von uns fordert, absolut selbstlos zu handeln, wenn wir etwas für andere tun. Das Leitwort, das wir von ihm übernommen haben, heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wie dich selbst – also dürfen oder sollen wir auch uns selbst und unsere Bedürfnisse ernst nehmen.

Außerdem glaube ich, dass es ein »absolut ehrliches selbstloses« Handeln nur in den seltensten Fällen gibt. Damit meine ich nicht die Heuchelei, für die, bewusst oder unbewusst, der gute Zweck nur Vorwand ist, sondern etwas Subtileres: dass wir, unbewusst, fast immer auch Nebenzwecke verfolgen. Ein banales Beispiel: wenn ich einen Artikel schreibe, dann tue ich es primär, weil ich mir über meine eigenen Ansichten klar werden will – und mir einbilde, dass das vielleicht auch dem einen oder anderen hilft, sich über die seinigen klar zu werden – da kommt schon die Selbstgefälligkeit ins Spiel. Ebenso wichtig dabei ist, dass man ja für die »Warte« Artikel oder für den Saal einen Vortragenden braucht – das wäre ein uneigennütziges Motiv. Aber ich möchte nebenher schon auch, dass andere registrieren, dass ich mich damit für die Tempelgesellschaft einsetze. Außerdem macht es mir Spaß, Gedanken zu formulieren, und es hat seinen Reiz, die eigenen Gedanken unters Volk zu bringen. Und außerdem habe ich mit der Zeit gemerkt, dass mir das noch auf andere Weise nützt: ich bin nicht geschickt darin, auf andere zuzugehen. Aufgrund

eines Artikels gehen manchmal andere auf *mich* zu und schaffen den Anknüpfungspunkt, den ich persönlich nicht gefunden hätte. Von »absolut uneigennützig« kann also nicht die Rede sein.

Ein ganz anderes Beispiel: viele Firmen engagieren sich als Sponsoren für Museen, Theater, Krankenhäuser; zum Teil tatsächlich aus sozialer Verantwortung, aber auch, mehr oder weniger, aus Prestige Gründen, und sie sorgen auch dafür, dass das bekannt wird. Bei vielen dürfte das eigennützige Motiv vorherrschen. Sie wollen keinen Lohn im Himmel, sondern Bekanntheit und moralischen Kredit bei den Kunden. Ist das schlecht? Den Krankenhäusern, Schulen usw. dürften die Motive gleichgültig sein.

Ich denke, wenn wir etwas für andere tun, dann *ist* das gut, auch wenn unsere Motive nicht nur selbstlos sind. Vielleicht ist es allerdings auch gut, dass

wir uns das manchmal bewusst machen, um der Versuchung der Selbstgerechtigkeit nicht zu erliegen.

Und schließlich: ist es nicht etwas Wunderschönes, dass viele unserer »guten Taten« uns auch selbst Gewinn bringen? Dass die Freude, die wir einem anderen machen, auch uns selbst Freude bringt? Dass eine übernommene Aufgabe Befriedigung – und vielleicht Anerkennung – bringt, wenn wir sie gut gelöst haben, und wenn nicht, zumindest Erfahrung?

Ob das mein »spirituelles Wachstum« fördert, weiß ich nicht, mein Verständnis für andere, die sich mit schwierigen Aufgaben herumschlagen, fördert es sicher. Lasst uns deshalb fröhlich »Gutes tun« – oder was wir dafür halten –, auch wenn unsere Motive manchmal ein bisschen zweifelhaft sind!

Brigitte Hoffmann

AUS UNSEREM ARCHIV

Sven Hedins Sarona-Besuch

Als persönlichem Freund von Dschemal Pascha, der den Oberbefehl über die türkischen Truppen auf der Sinaihalbinsel inne hatte, war es dem bekannten Asienforscher möglich, im Kriegsjahr 1916 von Damaskus aus durch Palästina zu reisen. Er stieß bis zu den deutschen und österreichischen Truppen am Suezkanal vor, die von Oberstleutnant Kreß von Kressenstein befehligt wurden. Ein Beglaubigungsschreiben von Dschemal Pascha eröffnete Sven Hedin sämtliche Möglichkeiten, die er auch genutzt

hat und die ihn an die vorderste Front gelangen ließen.

Sein Reisebericht »Jerusalem« ist bei F.A. Brockhaus, Leipzig, 1918 veröffentlicht worden. Im 29. Kapitel »Die deutsche Tempelkolonie Sarona« berichtet er beredt über diesen Besuch, der am 10. August 1916 stattgefunden hat:

»Das Land, das die Kolonisten bei ihrer Ansiedlung (1870/71) gekauft und urbar gemacht haben, gewährt ihnen jetzt ihren Unterhalt. Sie bauen hauptsächlich Wein, Apfelsinen und Gemüse

an. Milch und Honig wird gleichfalls gewonnen wie in alten Zeiten. An erster Stelle aber steht der Wein, dessen Ernte sich durchschnittlich auf 700 000 Liter beläuft und zuweilen bis zu 1 Million Liter ansteigt.«

Sven Hedin beschreibt dann, dass er als »echter Nordländer« eine Weinprobe erfolgreich bestanden habe, aber es sei »ein etwas gefährliches Unternehmen« gewesen. Bürgermeister Lippmann und der Weingärtner Weeber haben den Gast dann durch Sarona geführt, die »prächtigen Alleen von Eukalyptus-, Akazien-, Pfeffer- und Maulbeerbäumen« fand er von »besonderem Reiz«. Man hat Sven Hedin auch über die Geschichte der Kolonie unterrichtet, wie schwer der Beginn gewesen sei und wie viele Todesfälle das heimtückische Fieber gefordert habe. »Erst als die Kolonisten Eukalyptusbäume anpflanzten, das sumpfige Gelände entwässerten und damit die Moskitos und Mücken abnahmen, besserte sich der Gesundheitszustand beständig.«

Sarona habe jetzt 211 Einwohner, »20 Mitbürger waren im Kriege, 4 von ihnen gefallen. Von ihren sechsfünfzig Pferden hatte die Kolonie dreißig an die Heeresverwaltung abgetreten«. Doch der Besuch der Heuschrecken im vorigen Jahr sei für die Kolonisten »ein viel größeres Unglück als der Krieg«. So dachte man noch 1916.

Sven Hedins Abschiedsbesuch von der Tempelkolonie galt dem Gemeindehaus und »dem anspruchslosen Betsaal, über dessen Tür die Worte stehen: »Im

Reich dieses Königs hat man das Recht lieb«. Mit ehrfürchtiger Bewunderung betrachtete ich diese abgehärteten stillen Männer, ihre ernsten, frommen Frauen und ihre sauberen, aufgeweckten Kinder. Die Mitglieder der Gemeinde leben in spartanischer Einfachheit und musterhafter Eintracht. Sie kennen keinen Klassenhaß und kein Ringen um Macht. Jeder arbeitet, solange der Tag währt, zum Wohl des Ganzen.« Diese Worte klingen für uns heute wie aus einer anderen Welt.

Am Tag zuvor, am 9. August 1916, war Sven Hedin, von Jerusalem kommend, in Jaffa im Hotel Hardegg abgestiegen. Zusammen mit den Bewohnern der Stadt erwartete der Reisende angstvoll die Beschießung, die von französischen Kriegsschiffen angekündigt worden war. »Die Nacht in Jaffa war pechschwarz, nur die Sterne schimmerten. Draußen lag das große Meer, von dessen Fläche jeden Augenblick Tod und Verderben hereinbrechen konnte. Doch die Nacht in Jaffa verblieb ruhig. Keine Granate störte meinen Schlummer. Erst am 25. Februar 1917 berichteten die Zeitungen, ein französischer Kreuzer (Jeanne d'Arc) habe Jaffa beschossen«, wobei u.a. die Wagnersche Fabrik darunter zu leiden hatte.

Über Sven Hedins Jersualemsbesuch bewahren wir in unserem Archiv eine nette Schilderung auf, die von Otto Wilhelm Wieland stammt. In Jerusalem wurde der berühmte Gast vom deutschen Generalkonsul betreut. Zum Festabend zu Ehren von Sven Hedin waren auch die

Eltern Wilhelm Ottos eingeladen worden. Die Herren kamen ins Gespräch. »Beim Abschied lud mein Vater (Hugo Wieland) ihn ein, wenn möglich zum Sonntagmittagessen zu uns zu kommen. Mutter würde ihm dann echtes, schwäbisches Essen vorsetzen: Spätzle, Sauerkraut und Schweinefleisch! Sven Hedin sagte gerne zu und kam dann auch gegen 11 Uhr an. Er läutete am eisernen Gartentor und Raschid, der arabische Türwächter, frug ihn auf Schwäbisch: »Was willscht du?« Sven Hedin musste sich erst erholen vom Erstaunen, von einem waschechten Araber in gutem Schwäbisch angesprochen zu werden, und antwortete auf Deutsch, dass er Herrn Wieland besuchen möchte. Mit den Worten »Dann muschte war-

te, ich werd d'Chawadsche frage« schloß er die Türe wieder und eilte zu meinem Vater: »Da onde steht a Mann und hat mir des geba (eine Visitenkarte), er will reik. Mein Vater las den Namen und jagte Raschid mit den Worten hinunter: »Bischt du denn ganz verrückt, willscht du mache, dass der Herr sofort raufkommt!« Raschid öffnete die Tür und meinte seelenruhig: »Der Chawadsche hat gsagt, du sollsch raufkomme«. Sven Hedin nahm es mit Humor und meinte zum aufgebrauchten Gastgeber nur, »das Warten habe sich unter diesen seltsamen Umständen gelohnt, und so etwas in einem fremden Lande sei ihm auf seinen vielen Reisen noch nicht vorgekommen.«

Brigitte Kneher

Wo ist die Liebe?

Junge Templer gestalten einen Gottesdienst in Bayswater

Es war ein fröhlicher Anblick, der die Gottesdienstbesucher am 4. April beim Betreten der Gemeindegemeinde empfangt: leuchtendrote Ballons schaukelten an langen roten Bändern in der Luft. Welch ein Kontrast zum hellen Weiß der Wände!

Unter Anleitung von Renate Beilharz hatten die jungen Leute ein modernes Lied zu ihrem Thema gemacht: »Wo ist die Liebe?« Die Zuhörer konnten den Text des Liedes auf gelben Blättern mitverfolgen und gleichzeitig Bilder von Krieg und Zerstörung neben solchen von Liebe und Hoffnung betrachten. Das Lied drückt die Frustration und die Besorgnis aus, die wir in unserer Welt empfinden, einer von Konflikten geprägten Welt, einer Welt, in der Katastrophen Schlagzeilen machen.

Einer der Gottesdienstgestalter las das »Hohelied der Liebe« des Paulus. Ein anderer sprach über die Freundschaft und darüber, wie man einen Streit bereinigt. Eines der Mädchen äußerte tiefgehende Gedanken über den Krieg und betonte, dass nur Liebe, Hoffnung und Glück das Leben lebenswert machten. Dann gab es noch einen Gedichtvortrag und ein Duo mit Klavier und Flöte, und zuletzt wurde zum eigenen persönlichen Gebet eingeladen, danach flogen die Ballons mit all diesen Gebeten durchs offene Fenster dem klarblauen Herbsthimmel entgegen.